

In: Die Welt, 19. Mai 2000

„Alles ist kalt – so hatte ich mir das nicht vorgestellt“

Die Starsopranistin Eva Marton gibt am Sonnabend an der Staatsoper ihr Rollendebüt als Isolde in der Neueinstudierung des „Tristan“. Von Frank Schlatermund

Die Probe der ersten Szene des zweiten „Tristan“-Aktes hat bereits begonnen. Am Flügel sitzt Generalmusikdirektor Ingo Metzmacher höchstpersönlich. Eva Marton, Hamburgs neue Isolde, breitet ein großes gelbes Segel auf dem Boden aus und legt sich darauf. „Sehr gut, Eva“, ruft Spielleiter Christian Schuller über das Mikrofon, „fast perfekt. Lass dir beim Hinlegen aber bitte etwas mehr Zeit.“ Doch diese Anweisung reicht der Sopranistin nicht. Sie ist bekannt für ihre akribische Szenenarbeit. Bevor sie etwas macht, möchte sie zuerst von Sinn und Notwendigkeit der Aktion überzeugt werden. „Ich brauche immer eine Motivation“, wird sie später sagen. „Wenn ich die habe, geht alles viel einfacher. Als Christian mir erklärt hat, dass ich mich langsamer auf das Segel legen soll, weil ich in Gedanken bin und Tristan jetzt in diesem Moment noch nicht erwarte, war das für mich vollkommen logisch.“

Zweifelsohne gehört Eva Marton zu den wenigen echten hochdramatischen Sängerinnen unserer Zeit. Vom Publikum stürmisch gefeiert, ist sie auf den größten Bühnen der Welt zu Hause. Elektra, Salome, Brünnhilde und Ortrud gehören ebenso zu ihrem Repertoire wie Turandot und Tosca. Gespannt erwartet die Operszene ihr längst fälliges Rollendebüt als Isolde am 20. Mai – in der Neueinstudierung der legendären Hamburger „Tristan“-Inszenierung von Ruth Berghaus. Die Künstlerin hat es bei dieser Wiederaufnahme doppelt schwer. Sie muss nicht nur eine neue Partie bewältigen, sondern sie muss sich auch in die geheimnisvolle Welt einer Regisseurin einarbeiten, die das Rätselhafte und die Symbole liebte und deren komplizierte Inszenierungen sich in der Regel niemandem auf Anhieb erschließen.

Berghaus betrachtet die berühmteste und romantischste Liebesgeschichte aller Zeiten aus einem eher nüchternen Blickwinkel. Keine ekstatische Hingabe, kein loderndes Feuer, keine Wärme. Die Handlung hat sie in den Weltraum verlegt. „In dieser Inszenierung gibt es keine Nähe und kaum Berührungen“, sagt Eva Marton. „Tristan und Isolde sehen sich noch nicht einmal an. Alles ist kalt, und niemand hört auf den anderen. Das ist schon eine merkwürdige Sache. So hatte ich mir das ursprünglich nicht vorgestellt. Aber ich halte mich für eine relativ gute Schauspielerin, sodass ich das übersetzen und mit der Zeit in der Art und Weise gestalten kann, wie Ruth Berghaus es sich vorgestellt hat.“

Die Tatsache, sich vollkommen mit ihren Rollen identifizieren zu können, erleichtert der Sängerin die Arbeit: „Verkörpere ich eine Figur, denke ich nicht mehr als Eva Marton. Ich lebe die Rolle ganz und gar. Und wenn ich als Isolde auf der Bühne stehe, werde ich Isolde sein.“ Die Liebe, hat sie während der Probenarbeit erkannt, offenbart sich im Hamburger „Tristan“ nur im Inneren der gewaltigen Turbine, die im zweiten Akt fast die gesamte Bühne einnimmt. Außerhalb spielt sich ausschließlich das sogenannte „normale“ Leben ab. Und tatsächlich: Wenn sie sich gemeinsam mit Tristan-Darsteller Ronald Hamilton für das längste Liebesduett der Musikgeschichte zwischen die rotierenden Schaufeln begibt, entsteht der Eindruck, als sauge das „Kraftzentrum“ (O-Ton Berghaus) sie beide regelrecht an. Die Liebe als Sogkraft – ein Regiegedanke, der Eva Marton gut gefällt.

Das Schwierige an der Partie der Isolde sei für sie der alte, „aber wunderschöne“ Sprachstil und die extreme Länge der Oper, so Marton. Nur die „Götterdämmerung“ sei ebenso lang, doch gebe es dort wenigstens Aktion. „Tristan“ sei mehr oder weniger ohne Handlung. Immer werde nur erzählt, was damals war und was in Zukunft sein wird. „Wir reden und reden. Stundenlang. Aber ich höre Tristan in dieser Inszenierung nicht, und Tristan hört mich nicht. Das ist weniger Sprechen, sondern mehr das laute Äußern von Gedanken. Wir reden zwar, aber wir sprechen nicht miteinander.“

Im Vergleich zu anderen Wagnerpartien ist die Isolde, abgesehen vom Schluss, stimmlich sehr lyrisch und leicht anzulegen, nicht so heroisch wie beispielsweise die Brünnhilde. Und als der Assistent von Ingo Metzmaker ihr kürzlich verkündete, ihre Stimme klinge irgendwie anders als gewohnt, so mädchenhaft und klar, da war die Diva zufrieden, wusste sich auf dem rechten Weg: „Isolde ist schwere Mittellage, da muss die Stimme besonders hell klingen. Das erreiche ich mit einer ganz anderen Technik als sonst. Da reinzukommen, das geht nicht von heute auf morgen.“

Dass sie ihr wichtiges Debüt als Isolde ausgerechnet in der Hansestadt geben wird, hält Eva Marton für eine glückliche Fügung des Schicksals: Seit Christoph von Dohnányi sie 1977 an die Staatsoper holte, ist sie dem Haus freundschaftlich verbunden. Erst vor zwei Jahren hat sie hier die Ortrud in Peter Konwitschnys spektakulärer „Lohengrin“-Inszenierung gesungen und ihr ergreifendes Rollendebüt als Küsterin in Janáček's „Jenufa“ gegeben. „Hamburg ist meine zweite Heimat“, sagt die gebürtige Ungarin, die heute in Monte Carlo lebt. „Daran wird sich auch so schnell nichts ändern.“